

Nr. 8394. Wien, Sonntag, den 8. Januar 1888

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse  
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

8. Jänner 1888

## 1 Briefwechselzwischen Wagnerund Liszt.

Ed. H. Der Briefwechselzwischen Lisztund Wagner liegt in zwei starken Bänden Härtel'schen Verlags vor uns. Er umfaßt in 316 Briefen einen Zeitraum von zwanzig Jahren ( 1841— 1861). Bedarf es erst der Versicherung, daß diese Sammlung so überaus charakteristischer Briefe das höchste Interesse hervorruft? Die langjährige intime Correspondenz zweier genialer Künstler, welche einer denkwürdigen Periode unseres Musiklebens ihre Signatur aufgedrückt haben, ist eine Erscheinung von hoher biographischer und künstlerischer Wichtigkeit. So hoch versteigen wir uns allerdings nicht, sie dem Briefwechselzwischen Goetheund Schilleran die Seite zu stellen, wie dies einige Journal- Anzeigen ohneweiters gethan. Für uns hat diese Zusammenstellung, offen gesagt, etwas Verletzendes. Wir wissen wohl, daß es Leute gibt, die Lisztund Wagnerohneweiters neben Schillerund Goethestellen, wo nicht gar darüber; mit ihnen werden wir uns schwerlich verständigen. Vielleicht hat Wagnerselbst Anlaß gegeben zu diesem schmeichelnden Vergleich, indem er an Liszt schreibt: „Goethe's und Schiller's Briefwechselbrachte mir unserVerhältniß sehr nahe und zeigte mir köstliche Früchte, die unter glücklicheren Umständen unseremZusammenwirken entspriessen könnten.“ Aber was die beiden Musiker einander schreiben, erreicht nicht entfernt die Höhe und Weite des Gedankenkreises, die Tiefe des künstlerischen Gehalts, welcher den Briefwechsel unserer beiden Dichter durchdringt. Das rein Persönliche, mit seinem häuslichen und finanziellen Kleinkram, verschwindet hier fast gänzlich vor den höchsten Anliegen der Kunst und der Menschheit. Im Liszt- Wagner'schen Briefwechselistdas Umgekehrte der Fall. Auch wo Schillerund Goethe einander ihre Arbeiten zusenden, begnügt sich keiner von ihnen mit enthusiastischen Lobeserhebungen; ihre freudige Anerkennung ist stets von werthvollen Bemerkungen, Fragen und Rathschlägen begleitet. „Sie legen mir meine Träume aus,“ schreibt Goethean Schillernach dessen tief und liebevoll eingehender Beurtheilung des Wilhelm Meister; „fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen.“ Nichts dergleichen bei Lisztund Wagner. Mit einer einzigen Ausnahme, wo Liszteine Aenderung in Wagner's noch ungedruckter Faust-Ouvertürevorschlägt, ergehen sich die beiden Freunde nur in ekstatischer Bewunderung ihrer gegenseitigen Werke. Wollten die Herrrufer der „Zukunftsmusik“ ihre kühne Parallele ausführen, so müßte , welcher gegen Wagner Lisztals der Subjectivere, Leidenschaftlichere erscheint, mit der Rolle beehrt wer Schiller'sden, während, der Maßvollere, Abgeklärtere in dem Liszt ganzen Briefwechsel, als figurirte. Gegenüber der Goethe rasenden Leidenschaftlichkeit Wagner's wird es in Wahrheit Lisztnicht allzu schwer, olympisch wie Goethezu erscheinen. Mit dem Charakter Schiller's hingegen zeigt Wagnerin seinen Briefen keinerlei Verwandtschaft. „Der heilige Mann!“ schreibt einmal Hebbel. „Immer hat das Schicksal geflucht und immer hat Schillergesegnet!“ Auch dem Componisten des Lohengrinhat das Schicksal lange geflucht; er selbst aber

fluchte immer noch stärker. Am zutreffendsten für den Briefwäse vielleicht die Wendung: wechsel flucht und Wagner segnet. Wahrlich, diese Correspondenz ist das schönste Liszt Denkmal, das man Lisztsetzen konnte. Sie zeigt ihn durch die ganzen zwanzig Jahre, da Wagner (vor der Berufung nach München) die Hilfe Liszt's nach allen Richtungen ununterbrochen in Anspruch nahm, als das Vorbild eines opferwillig hingebenden und besonnenen Freundes, als das Muster eines warmherzigen, neidlosen Künstlers. Niemals wird er ungeduldig über die maßlosen Anforderungen und unaufhörlichen Klagen Wagner's; immer ist er beschwichtigend mit tröstenden oder anfeuernd mit enthusiastischen Worten zur Hand. Der erbitterteste Gegner müßte Liszt nach dieser Lectüre bewundern und lieb gewinnen.

Die Correspondenz fließt anfangs sehr spärlich. Wagner's erster Brief (mit der Anrede: „Sehr geehrter Herr!“) ist aus Paris vom 24. März 1841 und enthält mit Berufung auf H. Laubener den Wunsch nach einer persönlichen Annäherung. Erst vier Jahre später schreibt Wagner, der inzwischen Hofcapellmeister in Dresden geworden, wieder an Lisztin Angelegenheit des Weber-Monuments. Abermals nach Jahresfrist (1846) erbittet sich Wagner die Vermittlung Liszt's bei dem Wiener Theater-Director Pokorny wegen einer Aufführung des „Rienzi“. Weiter folgen noch aus Dresden neue Briefe Wagner's mit nur zwei kurzen Antworten Liszt's. Im Juni 1848 schien es Wagner in Dresden nicht mehr geheuer; er wünscht, Liszt möchte ihm das Eigenthumsrecht seiner drei ersten Opern für 5000 Thaler abkaufen oder ihm von jemand Anderem das Geld verschaffen. Inständig bittet er Liszt, in dieser Angelegenheit selbst nach Dresden zu kommen, „aber sehr bald!“ Wegen Theilnahme am Hochverrath steckbrieflich verfolgt, flüchtet Wagner im Mai 1849 über Zürich nach Paris mit Hilfe Liszt's, der ihn mit einem auf den Namen Dr. Widlauten den Paß und mit dem nöthigen Reisegeld vermannsieht. Inzwischen hat Liszt eifrig für Wagner gewirkt, den Tannhäuserin Weimar einstudirt und aufgeführt, auch im Journal des Débats seinen begeisterten Artikel darüber veröffentlicht. Wagner fühlt sich in Paris höchst unbehaglich. Er schreibt an Liszt, den er fortan Dunennt: „Dieses gräuliche Paris liegt centnerschwer auf mir; bei allem Muth bin ich oft die erbärmlichste Memme. Trotz deiner großherzigen Anerbietungen sehe ich oft mit einer wahren Todesangst auf das Schmelzen meiner Barschaft. In Paris und ohne Häuslichkeit — ich will sagen Herzensruhe, kann ich nichts arbeiten... Mache es möglich, mir schnell Geld zukommen zu lassen, damit ich hier fortgehen, nach Zürich reisen und dort so lange leben kann, bis ich den gewünschten Gehalt beziehe.“ Er hatte Liszt gebeten, ihm vom weimar'schen Hof ein Jahresgehalt zu erwirken, zu welchem vielleicht der Herzog von Coburg und die Prinzessin von Preußen etwas hinzufügen möchten. Dieser Wunsch blieb unerfüllt, obgleich Wagner versichert, seine „durch unbemäntelte Sympathie mit dem Dresdener Aufstande kundgegebene Gesinnung sei weit entfernt von jenem lächerlich fanatischen Charakter, der in jedem Fürsten einen verabscheuungswürdigen Gegenstand erblickt“. Liszt's Antwort (mit 300 Francs Reisegeld) gibt uns ein Beispiel aus unzähligen, wie liebevoll, besonnen, ja väterlich er seinen ungestümen Freund allzeit berathen und aufgerichtet hat: „Vorderhand wäre es nicht sehr diplomatisch, an eingebrochenen Thüren anzuklopfen; späterhin, wenn du als ein ebenso gemachter Kerl dastehst, wie du ein geschaffener bist, werden sich die Protectoren finden lassen, und sollte ich dir als vermittelndes bequemes Werkzeug dabei dienen können, so stehe ich dir mit ganzem Herzen und einiger sicherer Gewandtheit zu vollem Gebrauch. Deine Uebergangs-Periode kannst du aber nicht übergehen; und Paris ist dir zu Allem und vor allem Anderen eine dringende Nothwendigkeit. Trachte es möglich zu machen, deinen (mit Rienzi einigen für das Pariser Publicum nothwendigen Modificationen) im Laufe künftigen Winters aufzuführen. Mache und Madame Roger etwas deine Cour. Ver Viardot nachlässige auch nicht J., der dir gewiß freundschaftlich an die Hand gehen wird und die baldige Aufführung deiner Oper in Paris durch seinen Einfluß in der Presse hervorrufen kann. Mit Einem Wort, theuerster und gro-

ßer Freund, mache dich unter den Bedingungen des Möglichen möglich, und der Erfolg wird dir gewiß nicht fehlen. und A. Vaéz werden dir vortrefflich dazu helfen, Royer sowol den Rienziumzuarbeiten und zu übertragen, als deine neue Unternehmung ins Werk zu setzen. Verbinde und verständige dich streng mit ihnen, um folgenden Plan zu verwirklichen, von welchem dann nicht mehr abgewichen werden darf: 1. Aufführung des Rienziim Laufe des Winters an der Pariser Oper... 2. Ein neues Werk für den Winter 1859in Mitarbeiterschaft von Vaézund A. Royer, welche die Fäden des Gelingens vollständig kennen. In der Zwischenzeit kannst du nicht besser thun, als eine gute Stelle in der musikalischen Presse einzunehmen; aber verzeih' mir die Empfehlung, richte dich nicht so ein, daß du nothwendigerweise in Feindseligkeit mit Dingen und Menschen geräthst, welche dir den Weg deiner Erfolge und deines Ruhmes sperren. Weg also mit den politischen Gemeinplätzen, dem socialistischen Gallimathias und den persönlichen Zänkereien. Aber guten Muth, kräftige Geduld und arbeiten mit Händen und Füßen, was dir nicht schwer sein wird bei dem Vulcan, den du in deinem Gehirn besitzest.“ Den freundschaftlichen Wink artigen Entgegenkommens oder dankbaren Erwiderns wiederholt Liszt, der Wagner's Manier kannte, unermüdlich bei jeder ähnlichen Gelegenheit. Er empfiehlt ihm, dem Verfasser einer begeisterten Lohengrin- Kritik (im „Frankfurter Conversationsblatt“) einige Zeilen zu schreiben, deren Vermittlung Lisztselbst übernimmt. Desgleichen an den Musikdirector Langer, welcher „das Liebesmal der Apostel“ vortrefflich zur Aufführung gebracht. „Wenn du (Director des Cäcilien-Vereins in Apt Prag) ein paar Zeilen schreiben willst, so wirst du ihn sehr erfreuen. Ebenfalls, wenn du die Freundlichkeit hättest, an Louis in Köhler Königsbergein Exemplar deiner Nibe(Text) zu schicken.“ „Sei so freundlich undlungen beantworte das Schreiben mit einiger Dingelstedt's Höflichkeitund lasse dir diese Bemerkung nicht verdrießlich sein.“ In dieser Weise ist Lisztdurch die ganzen 20 Jahre des Briefwechsels dafür besorgt, Wagnerin möglichst gutem Einvernehmen mit allen für in dessen Carrière eingreifenden Persönlichkeiten zu erhalten. Ob es ihm immer gelang, ist zweifelhaft. „Was mir das komisch vorkommt,“ antwortet Wagner, „daß ich mit Dingelstedtfür Weimarzu unterhandeln habe, kann ich dir gar nicht sagen. Ich hätte Lust, ihm zu sagen, er solle sich mit meiner Oper gar nicht zu thun machen.“ Liszt's Plan, „von dem nicht mehr abgewichen werden darf“, hat Wagner nicht befolgt. Er eilt ungeduldig von Paris wieder fort, macht weder die Umarbeitung des Rienzi, noch eine neue Oper für Paris, componirt überhaupt volle vier Jahre keine Note, sondern zieht es vor, theoretische Werke („Die Kunst und die Revolution“, „Das Kunstwerk der“, „Zukunft Oper und Drama“) zu schreiben. Anfangs Juli 1849läßt sich Wagner definitiv in Zürichnieder und läßt seine Frau mit deren Schwester aus Dresdennachkommen. „Schicke ihr so viel Geld,“ schreibt er an Liszt, „als dir nur irgend erschwinglich ist!“ Lisztsendet ihr augenblicklich hundert Thaler. Bis hieher mußten wir glauben (und Wagner glaubte es vielleicht auch), daß Lisztförmlich in Geld schwimme. Ein Brief Liszt's vom 28. October 1849, als Antwort auf eine neue Geldforderung Wagner's, belehrt uns eines Besseren: „Suche doch, lieber Freund, wie du es kannst, bis zu Weihnachten dich zu behelfen, denn mein Beutel ist augenblicklich völlig leer, und es ist dir überdies nicht unbekannt, daß das Vermögen der Fürstin(Wittgenstein) seit einem Jahre ohne Verwalter ist und daß sie täglich von einer vollständigen Confiscation bedroht ist. Gegen Ende des Jahres rechne ich auf einige Geldeinnahmen, und ich werde gewiß nicht ermangeln, dir so viel davon zukommen zu lassen, als es mir meine sehr beschränkten Mittel ermöglichen; denn du weißt, welche schwere Verpflichtungen auf mir lasten. Ehe ich an meine eigene Person denke, müssen meine Mutter und meine drei Kinder, welche in Paris sind, anständig versorgt sein. Die Concertlaufbahn ist, wie du weißt, seit mehr als zwei Jahren für mich geschlossen, und ich kann sie nicht unvorsichtig wieder betreten, ohne meine jetzige Stellung und besonders meine Zukunft schwer zu beschädigen.“ Trotzdem schickt er Wagschon am 14. Januarer 1850eine Anwei-

sung auf 500 Francs. Später verlangt Wagner, Liszt möge ihm eine fixe jährliche Subvention von 1000 Francs zusichern. Liszt antwortet: „Liebster Richard! Endlich kann ich dir melden, daß Anfangs Mai du 1000 Francs erhalten wirst. Jetzt bin ich noch nicht in der Lage, eine jährliche Verpflichtung zu übernehmen. Es ist für mich immer ein Herzeleid, dir eine unangenehme Mittheilung zu machen, und daher wartete ich den günstigen Moment ab, wo ich dir anzeigen konnte, daß dir die bewußte Summe zugeschickt wird. Ich habe dir mehrmals von meinen schwierigen pecuniären Verhältnissen gesprochen, die sich einfach so gestellt haben, daß meine Mutter und meine drei Kinder von meinen früheren Ersparnissen anständig versorgt sind und ich mit meinem Capellmeister-Gehalt, 1000 Thaler jährlich und 300 Thaler als Präsent für die Hofconcerte, auskommen muß.“ Man sollte glauben, es würden nach diesen überraschenden Aufschlüssen Liszt's und seinen bereits so großmüthig gebrachten Opfern die Forderungen Wagner's seltener werden. Nichts weniger. Es geht so fort durch den ganzen Briefwechsel. Anfangs Januar 1851 schreibt Wagner: „Ich gedenke für jetzt nach Paris zu gehen. Meiner Frau Hauskasse ist im letzten Schwinden; sehnlich erwartet sie durch mich Geld zur Bezahlung der starken Neujahrsrechnungen. Ich bedarf demnach bestimmt 1000 Francs, um fort zu können ... Nun sieh' doch, von wem und wie du mir das Geld schaffst.“ „In Weimar,“ antwortet Liszt, „ist es mir unmöglich, zehn Thaler aufzutreiben — ich habe aber sogleich nach Wien geschrieben, und in acht Tagen soll dir die benannte Summe (1000 Francs) durch meinen Schwiegersohn Olliviere eingehändigt werden.“

Aber nicht bloß mit Geldforderungen tritt Wagner unaufhörlich an Liszt heran; dieser ist obendrein sein Commissionär für Alles und Jedes. Liszt soll sich nach London wegen einer Aufführung des Lohengrin verwenden; Liszt soll den Großherzog von Weimar zu Schritten für Wagner's Amnestirung bewegen; Liszt soll deßhalb selbst nach Dresden reisen; Liszt soll mit Härtel in Leipzig einen vortheilhaften Verlagscontract über den Lohengrin (später auch die Nibe) abschließen; Liszt soll nach Berlin gehen, den Tannhäuser zu dirigiren; Liszt soll vom Polizei-Director in Prag die Rücknahme eines Censurverbotes (Tannhäuser) erwirken; Liszt soll ihm ein Clavier von Erard verschaffen; Liszt soll sich sogar „als polizeilicher Agent praktisch zeigen“, das heißt einen nach Jenageflüchteten Zimmerkellner aufspüren, welcher dem Wagner etwas gestohlen hat; Liszt soll — ja, was soll er nicht Alles! Und er thut auch Alles. Was Wagner von ihm verlangt, leistet Liszt ohne Aufschub, ohne ein Zeichen von Ungeduld — wenn es überhaupt nur möglich ist.

Wagner's Briefe sind äußerst charakteristisch. In ihrer betäubenden Exaltation werfen sie zugleich ein erklärendes Streiflicht auf seine Musik, die sich ja auch mit Vorliebe in der äußersten elektrischen Spannung bewegt. Was er an Liszt schreibt, liest sich wie siedendes Wasser, wie flammendes Pech. Fast in jedem seiner Briefe sehen wir neben einander zwei rauchende Flammensäulen aufsteigen: die eine, die ihm Ehre macht, ist der Enthusiasmus für Franz Liszt; die andere, die uns weniger gefällt, sein maßloses Wüthen und Jammern über sein Geschick. Diese beiden stolzen Feuergarben prasseln schließlich immer zu dem kläglichen Aschenhäuflein zusammen: „Schick' mir Geld!“ Wagner empfand mit innigem Dankgefühl, was er seinem großmüthigen Freunde schuldete. Er liebkost ihn, vergöttert ihn, preßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit an sich. „Wenn ich dir mein Liebesverhältniß zu dir beschreiben könnte! Da gibt es keine Marter, aber auch keine Wonne, die in dieser Liebe nicht bebte! Heute quält mich Eifersucht, Furcht vor dem mir Fremdartigen in deiner besonderen Natur; da empfinde ich Angst, Sorge — ja Zweifel — und dann wieder lodert es wie ein Waldbrand in mir auf, und Alles verzehrt sich in diesem Brande, daß es ein Feuer gibt, das nur der Strom der wonnigsten Thränen endlich zu löschen vermag. Du bist ein wunderbarer Mensch, und wunderbar ist unsere Liebe! Ohne uns so zu lieben, hätten wir uns nur furchtbar hassen können.“ Ein anderesmal schreibt er:

„Wo hat je ein Künstler, ein Freund — für den andern das gethan, was du für mich thatest! Wahrlich, wenn ich an der ganzen Welt verzweifeln möchte, hält mich ein einziger Blick wieder hoch, hoch empor, erfüllt mich mit Glauben und Hoffnung. Ich begreife nicht, was ich seit vier Jahren ohne dich geworden wäre; und was hast du aus mir gemacht!“ Und später:

„Wenn du wüßtest, welche Gottesspuren du hier hinterlassen! Lebewohl, mein Franz, mein heiliger Franz!“

Neben dieser edlen Flamme begeisterter Freundschaft schlängelt sich, wie gesagt, in jedem Briefe Wagner's ein anderes düster qualmendes Feuer, das ihn zu verzehren droht: der wüthende Zorn über seine Verbannung, über seine schmalen und unsicheren Einkünfte, über die „Lauheit, Schlawheit, Niederträchtigkeit“ des Publicums, der Künstler, der Machthaber, der ganzen Welt. Nur einige wenige Proben. „Mein ganzer Tag ist eine Entsagungsöde. Das ist mein Leben! Ich bin verflucht, in Leder und Dumpfheit zu Grunde zu gehen! Könnte man nicht das Alles lassen und ein ganz anderes Leben beginnen? Ekel erfaßt mich, was ich auch immer ergreife! Ich mag das Leben nicht länger tragen! ... Ich wollte, wir Beide machten uns von hier aus stricte auf, um in die weite Welt zu gehen! Lass doch auch du diese deutschen Philister und Juden: hast du was Anderes um dir? Nimm noch Jesuiten dazu, so bist du gewiß fertig! Philister, Juden und— das ist's; aber keine Menschen! Dumm Jesuitenköpfe!“ „Recht schwer fällt es mir, mir einzureden, es müsse nun einmal so fortgehen, und sei nicht eigentlich moralischer, diesem scandalösen Leben ein Ende zu machen. Wüste, Oede, Trostlosigkeit von Früh bis zum Abend!“ „Um meinen Stolz ist's gethan, und jetzt heißt's, mit Demuth den Nacken beugen unter das Joch der Juden und Philister! Ich bleibe aber auch noch ein Bettler, wie ich war! Lieber Franz, keines meiner letzten Lebensjahre ist an mir vorübergegangen, ohne daß ich nicht einmaldarin am äußersten Ende des Entschlusses gestanden hätte, meinem Leben ein Ende zu machen. Es ist Alles darin so verfahren, so verloren! ... Ich kann nicht wie ein Hund leben, ich kann mich nicht auf Stroh betten und mich in Fusel erquicken; ich muß irgendwie mich geschmeichelt fühlen, wenn meinem Geiste das blutig schwere Werk der Bildung einer unvorhandenen Welt gelingen soll ... Und diese Qual, Noth und Sorge für ein Leben, das ich hasse, das ich verfluche! Höre, mein Franz! Du mußt jetzt helfen! Es steht schlecht, sehr schlecht mit mir ... Vor Allem muß ich Geld haben; Härtelssind sehr flott gewesen; aber washelfen mir Hunderte, wenn Tausende nöthig sind!“ „Welchem Philister soll ich zumuthen, sich in dies Ueberschwängliche meiner Natur zu versetzen, die mich unter diesen Lebensstimmungen trieb, einem ungeheuren, inneren Verlangen äußerlich auf eine Weise abzuhelfen, die ihm bedenklich, ja verstimmend erscheinen muß? Keiner weiß ja, was Unsereinem noththut; muß ich mich selbst doch darüber wundern, so viel „Unnützes“ oft für unentbehrlich zu halten. Ich kann es nur dir sagen, wie peinlich ich jetzt daran bin und wie nöthig mir schnelle Hilfe ist. Vor meinem ungeheuer empfindlichen Gefühle in dieser Sache bleibt mir sonst nichts übrig, als — da ich mir um solcher Frivolität willen nicht das Leben nehmen will — mich schnurstracks aufzumachen und nach Amerikadurchzugehen.“ Die verzweifelten Klagen Wagner's stammen nicht etwa bloß aus seiner ersten Züricher Zeit, wo Einsamkeit und materielle Sorge ihn bedrückten; sie wiederholen sich noch stärker in der Mitte und gegen Ausgang dieser Periode, bei günstiger gestalteten Verhältnissen; ja ganz zu Ende des Briefwechsels, da ihm bereits die Rückkehr nach Deutschland offen stand (September 1860), finden wir ähnliche Ausbrüche. Es bleibe dahingestellt, ob Wagner's Nothschreie über seine „elende Existenz“ immer einen thatsächlich hinreichenden Grund hatten — eingebildete Leiden thun ja nicht minder weh — befremden muß es dennoch, daß er niemals daran denkt, seinem edlen, gewiß nicht minder weich empfindenden Freunde etwas davon zu ersparen. Es liegt etwas geradezu Unmännliches, Unwürdiges in der wollüstigen Gier, mit der Wagner an seiner eigenen Verzagtheit und Verzweiflung saugt; noch mehr aber in der Art,

wie er jede böse Laune, jede momentane Trostlosigkeit gleich mit tausend Stacheln in das Herz seines Freundes abdrückt. Sollte man es für möglich halten, daß ein so starker, selbstwußter Geist, wie Richard Wagner, niemals dahin gelangte, Widerwärtiges mit sich selbst auszukämpfen, vorläufig Unabwendbares mit einiger Fassung zu tragen? Sah er doch die zwanzig Jahre hindurch an das schönste Liszt Beispiel, wie ein wahrer, d. h. selbstloser und schonender Freund eigenes Mißgeschick trägt. Liszt hatte als Mensch wie als Künstler viel Bitteres zu erdulden, wie wir zwischenden Zeilen seiner Briefe lesen können. Aber es bleibt zwischen den Zeilen. Wenn Wagner durch solche Andeutungen, durch Kunde von Liszt's Erkrankung, oder durch Mittheilung dritter Personen, „Liszt sei sehr traurig“ sich zu dringender Anfrage veranlaßt sieht — wie antwortet ihm Liszt? „Wie es mir geht, fragst du? Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten! Beunruhige dich nicht über mein Unwohlsein — in ein paar Tagen ist es vorüber, und meine Beine haben mich noch fortzutragen. Dein F. L.“ Das ist Alles. Ein andermal: „Oftmals bin ich sehr betrübt um deinetwillen, und meinetwillen habe ich keine Veranlassung, mich zu erfreuen. Die Hauptangelegenheit und Aufgabe meiner gesellschaftlichen Existenz nimmt eine sehr ernste und peinliche Wendung. Ich konnte von dieser Seite nicht viel Anderes erwarten und war darauf vorbereitet; jedoch haben die langwierigen Verwicklungen, an welchen ich dulddend zehren muß, viel Kümernisse mit sich gebracht und meine pecuniäre Lage sehr gefährdet — ich kann darüber nicht weiter sprechen. Du wirst mich verstehen und mein Stillschweigen nicht mißdeuten.“ Nur so viel verräth Liszt von einem der schwersten, sich durch Jahre fortschleppenden Kümernisse seines Lebens. Am wohlthuendsten berührt uns aber folgende Antwort Liszt's auf eine neuerliche Anfrage Wagner's: „Leider kann ich dir, nach Außen zu, wenig Rosiges abtreten, obgleich ich, dem Anschein nach, zu den Glücklichen gezählt werden muß. Auch bin ich glücklich und soglücklich, als es nur ein Erdensohn sein kann; dies kann ich dir vertrauen, weil du weißt, von welcher unendlicher, aufopfernder und unversiegbarer Liebe mein ganzes Leben seit acht Jahren nun getragen ist. Wozu soll mich das übrige Leidwesen außer Fassung bringen? Alles Andere ist ja eben nur die Sühne meines hehren Glücks!“

So sehen wir Liszt die ganzen Jahre hindurch zärtlich besorgt, den Freund, den schonungslosen, zu schonen, ihm Klagen und Betrübung zu ersparen. Was immer das Schicksal Schweres über ihn verhängt — Liszt macht es mit sich selber aus. (Ein Schlußartikel folgt.)